

EIN ROMAN ÜBER DAS WIEDERFINDEN
EINES ORTES, EINES MENSCHEN UND
EINER INNEREN STIMME

sant'anna toskana

Im Schatten der
leisen Wege

EIN ROMAN VON
MICHAEL THUMA

Sant'Anna Toskana – Im Schatten der leisen Wege

Über den Autor

Michael Thuma (1969) arbeitet als freier Mental Coach, Unternehmer, Speaker, Autor und E-Book Produzent.

www.peaktradingpsychology.com & www.locanda-santanna.it

Sant'Anna Toskana - Im Schatten der leisen Wege

Michael Thuma, MBA

Widmung

Gewidmet allen
„Toskana und Maremma
Eroberern und Genießern“

Inhaltsverzeichnis

Vorwort und Dankbarkeit.....	12
Kapitel 1 – Das Echo der Erinnerung.....	14
Kapitel 2 – Ein Haus aus Licht und Staub.....	18
Kapitel 3 – Fremdvertraute Schritte	22
Kapitel 4 – Zwischen den Zeilen der Stille	26
Kapitel 5 – Die Farbe der Entscheidung	29
Kapitel 6 – Ein Garten aus Versäumnis	32
Kapitel 7 – Mondworte und Morgennebel	36
Kapitel 8 – Der Tisch, der uns trug	40
Kapitel 9 – Schritte ins offene Feld	44
Kapitel 10 – Wenn der Wind sich dreht.....	48
Kapitel 11 – Hinter dem Horizont der Angst.....	52
Kapitel 12 – Versöhnung im leeren Spiegel	56
Kapitel 13 – Der Klang der neuen Stimmen	59
Kapitel 14 – Ein letzter Brief, ein erster Morgen	63
Kapitel 15 – Sant’Anna weint nicht	67
Kapitel 16 – Der Klang einer Antwort	72
Epilog – Sant’Anna, im Licht der Rückkehr.....	75
Nachwort.....	78

*„Ein Haus, das schweigt
Ein Herz, das wieder zu
sprechen lernt“*

*Ein Roman über das Wiederfinden -
eines Ortes, eines Menschen
und einer inneren Stimme*

Vorwort und Dankbarkeit

Es gibt Wege, die wir nicht planen – sie entstehen, während wir gehen.

Und es gibt Stimmen in uns, die lange geschwiegen haben, bis ein leiser Moment sie wieder ins Leben ruft.

Dieser zweite Band ist nicht einfach eine Fortsetzung – er ist eine Antwort auf das Ungesagte, eine Bewegung zwischen dem, was war, und dem, was möglich ist. Nach dem Zerbrechen, dem Verstummen, dem Innehalten, stellt sich die Frage: Wohin geht man, wenn man alles verloren glaubt? Und wie klingt Hoffnung, wenn sie zum ersten Mal wieder flüstert?

Die Geschichten in diesen Seiten sind keine großen Gesten. Sie sind die kleinen Atemzüge zwischen den Kapiteln des Lebens. Eine Hand auf dem Tisch. Ein Blick in der Küche. Ein Brief, der nie abgeschickt wurde. Und eine Tür, die sich trotz allem wieder öffnet.

„Im Schatten der leisen Wege“ ist mein Versuch, dem Fragilen Raum zu geben. Dem Unausgesprochenen eine Sprache. Und dem Leben eine neue Richtung.

Für alle, die sich einmal verirrt haben – und dennoch weitergegangen sind.

Für die, die lernen, sich selbst wiederzufinden – inmitten der leisen Stimmen.

Michael Thuma
Sant'Anna, Maremma

Mein tiefster Dank gilt den Menschen, die an mich geglaubt haben, selbst dann, wenn ich es selbst nicht konnte. Den Mentoren, Wegbegleitern und Freunden, die mich ermutigt haben, meine Erfahrungen und Erkenntnisse zu teilen.

Euer Vertrauen, eure ehrlichen Worte und eure konstruktive Kritik haben mich wachsen lassen – als Unternehmer, Mental Coach, Trader, Autor, Speaker und insbesondere als Mensch. Besonders danke ich meiner Familie und meiner Tochter Antonia und meinen engsten Vertrauten, die mit Geduld, Verständnis und manchmal auch liebevoller Hartnäckigkeit hinter mir standen.

Ohne euch hätte es dieses Buch nicht gegeben. Dieses Buch ist nicht nur das Ergebnis meiner persönlichen Reise, sondern auch ein Spiegel all der Impulse, Gespräche und Inspirationen, die ich durch euch erfahren durfte. Es ist das Echo aller jener Stimmen, die mir Mut gemacht haben, meinen eigenen Weg zu gehen.

Danke, dass ihr mich ermutigt habt, meine innere Stimme zu finden.

Dieses Buch gehört euch – von Herzen.

Kapitel 1 – Das Echo der Erinnerung

„Nicht alles, was vergangen ist, ist auch verloren.“

Der Morgen dämmerte wie ein zögerndes Versprechen – mit einem Hauch von Gold auf den stillen Hügeln und der zaghaften Wärme, die sich tastend durch das zerkratzte Fenster ihres alten Schlafzimmers schob. Das Licht streichelte die Ränder der Vergangenheit, als wollte es sagen: *„Ich bin noch da.“*

Sant’Anna war erwacht – nicht mit Lärm, sondern mit einem Seufzen.

Der Wind warf erste Schatten über den Kiesweg, die alten Steinmauern atmeten wie ein müdes Tier. Es roch nach Erde, nach feuchtem Holz, nach dem langsamen Aufstehen eines Hauses, das zu lange geschwiegen hatte.

Markus trat barfuß in den Wintergarten. Das Mosaik des Bodens war kalt unter seinen Füßen, aber vertraut. Es knirschte leise – wie damals, als sie gemeinsam hier gesessen hatten, Wein tranken, und der Sommer durch das halb geöffnete Fenster drang wie eine Einladung zum Bleiben.

Er sah hinaus.

Die Olivenbäume standen wie Wächter in der Landschaft, silbrig und würdevoll, als würden sie all das kennen, was Menschen zu vergessen versuchen. Zwischen den Ästen flirrte das Licht – als flüstere es Geschichten aus einem anderen Leben.

Auf dem alten Holztisch lag ein einzelner Brief. Kein Absender. Kein Datum. Nur seine Handschrift auf dem Umschlag: *„An das, was bleibt.“*

Er hatte ihn in einer Nacht geschrieben, als der Regen gegen die Scheiben getrommelt hatte wie eine Erinnerung, die nicht mehr schweigen wollte. Worte, die zu spät kamen, zu früh gedacht, vielleicht auch nie ausgesprochen werden sollten. Aber sie waren da. Wie alles andere auch.

Markus schloss die Augen.
In der Ferne läutete eine Glocke.
Nicht laut. Eher wie ein Herzschlag aus Stein.
Ein Ruf. Eine Frage. Oder nur Zufall?

Er wusste es nicht. Und genau das war neu. Früher war alles geplant gewesen: das Startup, das Haus in Salzburg, der Verkauf, der Neubeginn in der Maremma – eine Liebe, die wie ein Flügel-schlag begann und wie ein Sturm endete.
Aber heute... war da nur noch ein leiser Wunsch: nicht mehr zu fliehen.
Nicht vor sich. Nicht vor der Vergangenheit. Nicht vor der Liebe.

Sein Blick fiel auf das alte Kaffeeservice, das sie einmal auf einem Flohmarkt in Grosseto gekauft hatten. Die Tasse war angeschlagen, aber sie hielt. Wie vieles in seinem Leben. Nicht mehr makellos – aber ganz.

Er bereitete den Kaffee zu, langsam, mit Hingabe. Das Geräusch des kochenden Wassers, der Duft von geröstetem Arabica – es war fast rituell. Als würde er einen Tempel betreten, in dem nur eines zählte: das Jetzt.

Dann nahm er die Tasse, ging hinaus auf die steinerne Terrasse und setzte sich auf den wackeligen Stuhl unter der Glyzinie. Sie hatte noch keine Blüten, aber erste Knospen. Ein Versprechen für später.

Wie sie.
Vielleicht.

Er blickte über das Land, das nun in sanften Nebel getaucht war.
Und plötzlich erinnerte er sich an ihren ersten Abend hier.
Sie hatte gelacht, laut, schräg, frei.
„Weißt du, was ich hier machen will?“ hatte sie gefragt, „Ich will,
dass dieser Ort heilt.“

Damals hatte er gelächelt. Heute verstand er es.
Nicht die Gäste sollten geheilt werden. Nicht die alten Gemäuer.
Sondern sie selbst. Jeder auf seine Weise.

Er nahm einen Schluck Kaffee.
Er war stark, etwas bitter – aber lebendig.
Wie der neue Morgen.
Wie das, was kommen mochte.

Und irgendwo, ganz tief in ihm, vibrierte ein leiser Ton.
Nicht laut.
Nicht klar.
Aber echt.

Ein Echo.
Eine Erinnerung.
Ein Anfang.

Kapitel 2 – Ein Haus aus Licht und Staub

„Wenn Orte schweigen, sprechen Mauern in Träumen.“

Das Haus atmete.

Nicht wie ein Mensch. Eher wie ein altes Tier, das die Zeiten überdauert hat, das weiß, wann es sich zurückziehen, wann es sich öffnen muss. Sant'Anna war kein Gebäude aus bloßen Steinen – es war Erinnerung, Geruch, Klang. Und manchmal, wenn der Wind vom Meer her wehte, schien es zu flüstern.

Markus streifte durch die Räume wie ein Fremder im eigenen Leben.

Staub lag auf den Fensterbänken, golden in der Morgensonne. Im Flur, gleich hinter der alten Eingangstür mit dem schmiedeeisernen Griff, hing noch der Hut, den sie einst trug, wenn sie zum Markt nach Roccastrada fuhr. Ein Strohhut, leicht ausgebleichen, mit einem Band, das nach Lavendel duftete.

Er nahm ihn nicht ab. Er sah ihn nur an.

Und lächelte ein wenig.

Wehmut und Wärme – wie zwei Hände, die sich kurz berührten.

In der Küche herrschte eine stille Ordnung.

Die Pfanne mit dem leicht abgesprungenen Griff hing an ihrem Platz, die Tontöpfe aus Impruneta standen akkurat aufgereiht auf dem offenen Regal. Alles schien zu warten. Auf was – oder wen? Vielleicht auf ihn. Vielleicht auf eine Frau, die nicht mehr zurückkehren würde. Vielleicht auf etwas, das kein Name trägt.

Er zog den Vorhang zur Seite. Das Licht fiel wie ein Segen über die Steinplatte, auf der sie einst gemeinsam Pasta ausrollten. Er erinnerte sich, wie sie gelacht hatte, als der Teig zerriss. Wie sie

Mehl auf seine Nase gepustet hatte. Wie sie ihn dann küsste – mitten in dieses Chaos aus Weizen, Wärme und Versprechen.

Er ging zum Herd. Drehte einen Knopf, hörte das Klicken des Zünders, das kleine Fauchen der Flamme. Alles funktionierte. Und doch war nichts mehr, wie es einmal war.

Das Haus trug ihre Spuren.

Nicht in Fotos, nicht in Dingen – sondern in Zwischenräumen. Dort, wo sie gesessen hatte. Wo sie stand, wenn sie mit ihm sprach.

In der Art, wie die Räume eingerichtet waren – nicht stilvoll, sondern bedeutungsvoll.

Markus nahm ein altes Notizbuch zur Hand, das auf dem Fensterbrett lag.

Er blätterte langsam. Ihre Handschrift – weich, geschwungen, manchmal fahrig – breitete sich wie ein vertrauter Duft über die Seiten.

Rezepte. Einkaufslisten. Fragmente.

Ein Zitat, eingerahmt in roter Tinte:

„Nimm nur mit, was dein Herz nicht verlernt hat zu tragen.“

Er schlug die Seite wieder zu.

Draußen krächten Hähne. Die ersten Gäste des Tages: Vögel, die sich in der alten Magnolie sammelten, deren Blüten wie geflüsterte Lieder in den Himmel stiegen.

Markus trat hinaus in den Hof.

Die Zisterne war leer, aber der Stein war noch kühl. Er legte die Hand auf den Rand und fühlte den Rhythmus der Erde darunter.

Alles war verbunden.
Die Wege. Die Wunden. Die Wünsche.

Er ging zum kleinen Steinhaus hinter dem Olivenhain – das Gästehaus, das sie „La Piccola Luna“ genannt hatten. Dort war seit Monaten niemand gewesen.

Die Tür klemmte ein wenig, das Holz war verzogen.
Drinne roch es nach Trockenheit, nach vergangenem Leben.
Aber auch nach Möglichkeit.

Er setzte sich auf das Bett, das sie mit alten Leinenlaken bezogen hatte.

Er erinnerte sich an ihre Worte:

„Jeder Gast soll hier etwas zurücklassen – einen Gedanken, ein Lächeln, einen Traum.“

Er war geblieben.

Aber was hatte er hinterlassen?

Der Blick aus dem kleinen Fenster fiel auf das Hauptgebäude.
Sant’Anna im Licht der Vormittagssonne war nicht einfach ein Ort. Es war eine Einladung – zur Verwandlung.

Und vielleicht, so dachte er, war es nun an der Zeit, wieder zu öffnen.

Nicht nur Fenster und Türen.

Sondern auch das Herz.

Für andere.

Für sich selbst.

Für das, was leise anklopfte – von außen wie von innen.

Er stand auf, ging zurück durch den Hain, spürte den roten Maremma-Boden unter seinen Sohlen.

Staub wirbelte auf.

Licht fiel durch die Äste.

Und irgendwo, fast unhörbar, sang eine Frau in der Ferne ein altes toskanisches Lied.

Er blieb stehen.

Atmete.

Schloss die Augen.

Und ließ das Haus sprechen.

Kapitel 3 – Fremdvertraute Schritte

„Neue Gesichter, alte Fragen – wer sind wir im Blick der anderen?“

Es war ein Tag, der wie beiläufig begann – mit zögerndem Licht, einem leichten Südwind und dem Geräusch von Zweigen, die gegen die Fensterscheiben klopfen wie Kinderhände auf einer Tür, die sich öffnen sollte.

Markus war früh wach gewesen. Schlaf hatte sich ihm wieder einmal entzogen, wie so oft in diesen Wochen, in denen der Morgen zu schnell kam und die Nacht zu lang war. Er hatte Brot gebacken – nach dem alten Rezept aus ihrer Notiz, mit einem Hauch Fenchel und der Geduld eines Mannes, der nichts mehr beweisen muss.

Als das Brot aus dem Ofen kam, roch das ganze Haus nach Heimat.

Aber die Stille blieb.

Er beschloss, hinunter zum Brunnen zu gehen. Dort, wo die Steine von Moos überzogen waren und das Quellwasser so kalt, dass es einen wachküsste.

Mit einer Tasse in der Hand trat er aus der Küche, vorbei an den blühenden Rosmarinbüschen und den wilden Erdbeeren, die sich an den Hang schmiegt wie Kinder an ein müdes Herz.

Und da hörte er sie.
Schritte.

Nicht fordernd. Nicht verloren.
Aber neu.

Sie kamen von der alten Zypressenallee, die sich wie eine grüne Kathedrale vom unteren Weg heraufschlängelte.
Ein Hund bellte in der Ferne. Dann wieder Stille.
Und dann – da war sie.

Eine Frau.

Mit einem alten Lederkoffer in der Hand, staubigen Stiefeln und einem zerzausten Hut auf dem Kopf, als wäre sie geradewegs aus einem italienischen Gedicht getreten.

Markus hob die Augenbraue, vorsichtig.
Sie blieb stehen, noch ein paar Meter entfernt.
Schaute ihn an. Kein Lächeln. Kein Misstrauen. Nur Präsenz.

„Buongiorno“, sagte sie, und ihre Stimme klang, als hätte sie viele Züge verpasst, aber nie das Ziel.
„Ich suche Sant’Anna. Man sagte mir, hier finde man Stille – und vielleicht ein Zimmer.“

Markus nickte langsam, als müsste er sich vergewissern, dass sie wirklich war.
„Sie haben beides gefunden“, antwortete er schließlich.
Dann schob er die Tür zum alten Wintergarten auf.
„Kommen Sie rein.“

Sie hieß Clara.
Aus Verona, wie sie später sagte.
Eine Journalistin, ehemals.
Jetzt auf der Suche nach „Etwas anderem“.
Was genau, wisse sie selbst nicht. Vielleicht ein Ort. Vielleicht ein Wort. Vielleicht nur einen Atemzug, der sich echt anfühlt.

Sie nahm Platz am alten Holztisch, den sie selbst abwischte, ohne dass er es ihr sagen musste.

Ihre Augen waren wach. Ihre Hände unruhig.

Aber da war etwas Sanftes in ihrer Art, etwas Unaufdringliches, das ihn nicht störte – im Gegenteil: Es ließ ihn atmen.

„Ich habe nichts gebucht. Ich weiß nicht mal, ob ich bleibe“, sagte sie.

„Ich weiß nur, dass ich gehen musste.“

Markus reichte ihr eine Scheibe vom warmen Brot, das sie ohne Zögern annahm.

Sie biss hinein, schloss kurz die Augen, und etwas wie ein Lächeln tanzte über ihr Gesicht.

„Fenchel“, murmelte sie, „meine Großmutter hat so gebacken.“

Sie sprachen nicht viel.

Aber das Schweigen war nicht schwer.

Es war das gute Schweigen, das zwischen Menschen entsteht, die sich nicht beeilen müssen, um verstanden zu werden.

Als sie ging, um ihr Zimmer zu beziehen – das Camere Morellino – blieb ihr Duft noch einen Moment im Raum.

Nach Lavendel.

Und etwas Unbestimmtem.

Markus saß da, blickte in die Stille.

Und hörte zum ersten Mal seit langer Zeit wieder etwas in sich, das fast wie Hoffnung klang.

Nicht laut.

Nicht sicher.

Aber lebendig.

Kapitel 4 – Zwischen den Zeilen der Stille

„Es sind nicht die Worte, die uns trennen – sondern das Unge-sagte.“

Die Tage vergingen wie Nebelschleier über dem Olivenhain – langsam, formlos, ohne Drängen. Clara war geblieben. Einfach so. Ohne Ankündigung, ohne Plan. Und Markus hatte sie gelassen. Weil etwas in ihm wusste: Wer bleiben will, muss nicht gebeten werden.

Sie hatte ihr Zimmer im Haupthaus bezogen, mit Blick auf die Zypresse und den wunden Himmel über Sant'Anna. Morgens trank sie ihren Kaffee mit Honig, saß in der Sonne, ein Notizbuch auf den Knien, als wolle sie Worte sammeln, die sich noch nicht zeigen wollten.

Markus beobachtete sie oft aus der Ferne – nicht aus Neugier, sondern aus dieser stillen Form der Anteilnahme, die sich einstellt, wenn jemand mit sich selbst spricht, und man diesen inneren Monolog nicht stören will.

Aber eines Morgens – es war der dritte Tag, der Duft von Rosmarin und Brot lag wieder über dem Hof – stand sie plötzlich neben ihm in der Küche.

„Ich würde gern mithelfen“, sagte sie, schlicht.

„Nicht als Gast. Einfach so. Damit die Hände etwas zu tun haben.“

Er reichte ihr wortlos einen Apfel, ein Messer, eine Schüssel. Und sie begann zu schneiden – langsam, bedächtig, mit der Konzentration eines Menschen, der sich erinnert, wie heilsam kleine Dinge sein können.

Sie sprachen nicht.

Aber der Rhythmus der Arbeit verband sie.

Er hackte Kräuter, sie rührte den Teig.

Und dazwischen ein Blick, ein Lächeln – wie Tropfen auf trockenes Land.

Als die Tarte im Ofen war, traten sie hinaus auf die Terrasse.

Der Himmel war weich heute, pastellfarben und voller Versprechen.

Clara trat an die Mauer, fuhr mit den Fingern über das raue Gestein.

„Du wohnst also wirklich hier“, sagte sie leise.

„Du hast nicht nur einen Ort gefunden – sondern auch den Mut, zu bleiben.“

Markus antwortete nicht sofort.

Er blickte in die Weite, wo das Land wie ein schlafender Riese lag, und dann zu ihr.

„Man bleibt nicht, weil man den Mut hat“, sagte er schließlich.

„Man bleibt, weil man nichts mehr hat, wovor man davonlaufen müsste.“

Clara nickte.

Dann holte sie ein kleines Foto aus ihrer Tasche – ein Polaroid.

Darauf: ein Kind mit Sommersprossen, ein Mann mit müdem Blick, ein Apfelbaum im Hintergrund.

„Mein Vater“, sagte sie.

„Er war still. So wie du. Ich glaube, ich bin deshalb hier.“

Markus betrachtete das Bild einen Moment. Dann reichte er es ihr zurück, mit einer Sanftheit, die nicht gelernt war, sondern erlebt.

„Vielleicht kommen wir alle irgendwohin zurück, ohne zu wissen, dass wir es tun“, sagte er.

„Vielleicht ist Heimat nicht der Ort, an dem wir geboren wurden – sondern der, an dem wir aufhören, uns zu verstecken.“

Die Tarte duftete jetzt süß durch das geöffnete Fenster.

Clara lächelte.

„Lass uns essen.“

Sie teilten das Mahl am alten Tisch unter der Glyzinie.

Und während die Sonne tiefer sank und der Wein ihre Lippen berührte, entstand etwas zwischen ihnen.

Kein Rausch. Kein Feuer.

Sondern ein stiller Strom.

Ein Fließen.

Später, als sie sich verabschiedete und der Tag sich neigte, blieb ein Hauch von ihr in der Luft – eine Mischung aus Apfel, Zimt und etwas, das lange nicht da gewesen war:

Vertrautheit.

Kapitel 5 – Die Farbe der Entscheidung

„Manchmal trägt Mut die Farbe von Abschied.“

Es war ein Tag, der mit einem leichten Zittern begann – nicht am Himmel, nicht im Wind, sondern in der Seele.

Markus spürte es beim Erwachen: etwas hatte sich verschoben.

Der Himmel war bleigrau, ein unruhiger Schleier zog über die Hügel, und das Haus atmete heute schwer.

Clara war stiller als sonst. Ihr Blick haftete am Horizont, als wollte sie dort etwas erkennen, das nur sie sah. Beim Frühstück hatte sie kaum gesprochen, den Tee nur halb getrunken, den Rest schweigend stehen lassen.

„Schlägt dir das Wetter aufs Gemüt?“ hatte Markus gefragt.

Sie hatte genickt – zu schnell, zu automatisch.

Dann war sie gegangen. Ohne Ziel. Ohne Jacke. Nur mit einem leisen „Ich muss mal raus.“

Er sah ihr nach, wie sie den Pfad entlangging, der hinunter zum Bachlauf führte – der Weg, den sie noch nie gemeinsam gegangen waren.

Am späten Vormittag folgte er ihr.

Nicht aus Sorge. Aus Verbundenheit.

Oder vielleicht doch aus etwas, das über Worte hinausging.

Der Weg war feucht vom Tau der Nacht.

Der Marmorstaub des alten Flussbetts klebte an seinen Schuhen, das Gras sog sich mit Erinnerungen voll. Er fand sie an einer

Biegung, dort wo die Bäume sich ineinander neigen wie ein altes Paar, das gelernt hat, im selben Rhythmus zu atmen.

Clara saß auf einem moosbewachsenen Stein, die Knie angezogen, das Kinn darauf gebettet. Als sie ihn bemerkte, wandte sie den Blick nicht ab. Aber sie lächelte auch nicht.

„Du bist mir gefolgt“, sagte sie ruhig.

„Nicht um dich zu halten“, antwortete er. „Nur um da zu sein.“

Sie nickte. Langsam. Dann löste sie die Arme von den Beinen, strich sich eine Strähne aus dem Gesicht und stand auf. Gemeinsam gingen sie weiter – schweigend erst, dann langsam sprechend. Schritt für Schritt, Wort für Wort. Wie zwei Musiker, die sich in einem fremden Stück zu orientieren beginnen.

„Ich dachte, ich wäre bereit, hier zu sein“, sagte sie schließlich. „Aber heute... heute fühlte sich alles fremd an. Sogar ich mir selbst.“

Markus antwortete nicht sofort. Stattdessen bückte er sich, hob ein kleines, verwittertes Stück Ton auf – vielleicht ein altes Dachziegelstück, vom Regen rundgeschliffen – und reichte es ihr. Sie nahm es, betrachtete es still.

„Manchmal muss man zerbrechen, um weich zu werden“, sagte er dann.

„Und manchmal ist das Weiche stärker als das Ganze.“

Sie sah ihn an. In ihren Augen stand nicht Tränen – sondern ein Meer. Tief, dunkel, lebendig.

„Ich habe Angst“, sagte sie.

„Nicht vor dir. Nicht vor diesem Ort. Aber vor dem, was ich wieder fühlen könnte.“

Er lächelte kaum sichtbar.

„Ich auch.“

Sie gingen weiter, über die hölzerne Brücke, die knarzte wie ein alter Gedanke, durch das goldene Feld, in dem der Mohn langsam zu verblassen begann.

Dann erreichten sie den Olivenhain.

Clara blieb stehen, legte ihre Hand auf einen der Stämme – rau, rissig, doch voller Leben.

„Ich glaube, ich bleibe noch eine Weile“, sagte sie.

„Ich glaube, ich brauche keine Antwort“, entgegnete er.

Und in diesem Moment schien der Himmel sich zu lichten. Ein Sonnenstrahl durchbrach das Grau – nicht viel, nur ein Hauch.

Aber es reichte, um den Tag zu verändern.

Kapitel 6 – Ein Garten aus Versäumnis

„Wo einst Hoffnung wuchs, wuchert nun Reue – oder Neubeginn?“

Die Sonne stand hoch, doch das Licht war blass – wie durch ein altes Foto gefiltert, verblasst von Zeit und Wahrheit.

Markus stand im Garten, wo der Rosmarin wucherte, wilder als je zuvor.

Die Beete lagen ungeordnet da, und doch war alles lebendig.

Es war Frühling in der Maremma – die Zeit, in der selbst Steine zu träumen schienen.

Er hatte den Morgen mit Clara verbracht – Tee, Schweigen, ein kurzer Blick, der mehr sagte als Worte.

Jetzt war er allein.

Er war es gewohnt.

Allein sein bedeutete für ihn nicht mehr: einsam.

Und doch – heute trug die Luft einen anderen Ton.

Im hinteren Teil des Gartens, wo früher die Tomaten wuchsen, kniete er nieder, begann zu jäten. Seine Hände waren schnell, fast mechanisch. Als wollte er ausreißen, was sich in seinem Innern festgesetzt hatte.

Dann fand er etwas.

Ein zerknittertes Papiertütchen, halb vergraben im Erdreich, mit einer Aufschrift in verblasster Tinte:

"Angelikas Sonnenblumen – März 2022"

Er erstarrte.
Die Zeit hielt den Atem an.

Angelika.
Der Name fiel in ihn wie ein Tropfen Tinte in klares Wasser.
Sie war hier gewesen. Nicht nur mit dem Körper. Auch mit dem Herzen.
Er hatte geglaubt, ihre Spuren seien verwischt – durch Zeit, Trennung, durch die bitteren Monate zwischen Entscheidung und Scheidung.

Aber da war es wieder.
Ein Samenkorn Vergangenheit.
Verpackt in Papier.
Vergraben in Hoffnung.

Markus setzte sich auf den Rand des Beetes.
Und er erinnerte sich:

An jenen Morgen, an dem sie gelacht hatte, laut und gläsern, als sei die Welt heil.
An ihren Satz:
„Sonnenblumen sind wie wir – sie drehen sich, auch wenn die Sonne nicht scheint.“

Sie hatte gesät.
Er hatte geglaubt.
Und dann war es zerfallen.

Nicht durch einen Schrei, nicht durch einen Bruch – sondern durch das Schweigen dazwischen.
Zu viele Ungesagtheiten.

Zu viel Stolz.
Zu wenig Mut.

Er öffnete das Tütchen.
Die Kerne waren noch da.
Runzlig.
Unentschieden.
Wie die Liebe, die sich nie verabschiedet hatte.

Und plötzlich war da der Brief.

Nicht in der Tüte – sondern in seinem Gedächtnis.
Ein Brief, den sie ihm nie geschrieben hatte – oder den er nie gelesen hatte.
Er hörte ihre Stimme, nicht wirklich, aber in sich:

„Markus, ich habe dich nie aufgegeben. Ich habe nur vergessen, wie man bleibt. Vielleicht hast du mich auch nicht gehalten. Oder ich war zu müde. Wir wollten beide zu viel – und doch nicht genug. Ich wünsche dir, dass du vergibst. Nicht mir. Sondern dir.“

Er schloss die Augen.
Die Worte brannten.
Aber sie waren wahr.

Dann, wie aus dem Nichts, trat Clara aus dem Schatten der Pergola.
Sie sagte nichts.
Aber sie hatte es gesehen.

„Ein alter Schmerz“, sagte Markus, ohne sie anzusehen.
„Ich dachte, er sei still.“

„Schmerz wird nicht still“, sagte Clara sanft.
„Er lernt nur, mit uns zu gehen.“

Sie kniete sich neben ihn. Nah, aber nicht zu nah.
Ihre Hand berührte nicht seine – aber die Erde zwischen ihnen.
Ein gemeinsames Fundament.

Dann – nach einem langen Moment des Schweigens – nahm sie
einen der Sonnenblumenkerne aus seiner Hand.
„Lass uns säen“, sagte sie.

Und so taten sie es.
Nebeneinander.
Nicht um zu vergessen.
Sondern um zu erinnern, ohne zu verharren.

Denn vielleicht, dachte Markus, war Liebe nicht das Festhalten.
Sondern das gemeinsame Einpflanzen – selbst dann, wenn man
nicht weiß, ob es blüht.

Kapitel 7 – Mondworte und Morgennebel

„Nächte, in denen wir uns neu begegnen – im anderen und in uns selbst.“

Der Tag verging langsam.

So, wie Tage vergehen, wenn man nichts erwartet – und gerade deshalb alles möglich wird.

Die Erde war noch feucht vom gestrigen Säen.

Ein leichtes Flirren lag in der Luft, als würde der Frühling einatmen, kurz innehalten – und dann vergessen, wieder auszuatmen.

Am Abend schlug der Himmel um.

Kein Sturm, kein Regen. Nur ein leises Grollen, fern in den Hügeln.

Und ein Wind, der flüsterte, als trüge er alte Geschichten mit sich.

Markus hatte Holz gesammelt. Kleine, trockene Äste, ein paar Olivenzweige – und dann, als es dämmerte, entzündete er das Feuer.

Dort, auf dem Platz hinter dem Garten, wo früher die Kinder der Gäste gespielt hatten, stand jetzt ein halbkreisförmiger Sitz aus alten Steinen.

Ein Ort für Erinnerungen.

Oder für etwas Neues.

Clara kam, als die erste Flamme züngelte.

Ohne Worte. Ohne Hast.

Sie trug einen Schal aus grober Wolle und hielt zwei Gläser Wein in der Hand.

Sie reichte ihm eins.

Er nahm es.

Sie setzten sich.

Still.

Die Flammen warfen flackernde Schatten auf ihre Gesichter, mal weich, mal scharf.

Die Luft roch nach Lavendel, Rauch und etwas, das man nicht benennen konnte.

„Ich habe früher oft am Feuer gesessen“, sagte Clara schließlich.

„In den Bergen. Mit meinem Vater. Er war kein Mann großer Worte. Aber am Feuer... war er da.“

Markus nickte.

„Man muss nicht viel sagen. Nur da sein.“

Ein Ast knackte, ein Funke sprang.

Sie schwiegen.

Aber es war kein leerer Raum zwischen ihnen.

Es war ein Raum, der wartete.

Auf Vertrauen. Auf Mut. Auf das, was unterhalb der Stimmen lebt.

„Hast du je bereut, dass du geblieben bist?“ fragte sie leise.

Er überlegte. Dann:

„Nein. Aber ich habe oft gezweifelt, ob es genügt.“

Sie drehte ihr Glas zwischen den Fingern.

„Genügen... für wen?“

Ein Windstoß fuhr durch die Zypressen. Das Feuer zischte kurz.
Markus sah sie an – jetzt ganz. Ohne Schutz.

„Für das Leben. Für mich. Für das, was ich hätte besser machen können.“

Clara schwieg. Dann nahm sie eine Glut mit einem Stock, zeichnete eine Linie in den Sand.

„Vielleicht ist genug nicht das, was wir geben – sondern das, was wir teilen.“

Er sah ihre Hand. Wie sie zitterte. Nur kurz.
Dann legte er seine darüber.
Nichts Drängendes. Kein Begehren.
Nur Wärme.

Sie ließ es zu.

Und in diesem Moment – zwischen zwei Schlucken Wein, zwei Atemzügen, zwei Pulsschlägen – war es, als würde etwas Altes in ihm weich werden.

„Ich habe mich lange nicht mehr berühren lassen“, flüsterte sie.

„Ich auch nicht“, antwortete er.

Dann schwiegen sie wieder.
Aber diesmal war es ein Schweigen, das heilte.

Oben stand der Mond.
Nicht ganz rund.
Aber hell genug, um die Schatten tanzen zu lassen.

Und während das Feuer knisterte und die Nacht sich wie ein
warmer Mantel um sie legte, wusste Markus:
Manche Nähe braucht keinen Namen.
Nur einen Moment.
Und ein Herz, das nicht mehr flieht.

Kapitel 8 – Der Tisch, der uns trug

„Wo Liebe kochte und Erinnerungen dufteten – kehrt man dorthin je zurück?“

Der Morgen kam langsam.

Wie ein Tropfen Honig, der sich zäh über eine warme Oberfläche zieht.

Er kam nicht mit Glockenschlag, nicht mit Getöse – sondern mit einem Hauch.

Ein erster Sonnenstrahl, der über die Glyzinien glitt, ein Vogelruf aus dem nahen Hain.

Ein Atemzug, der sich verlor zwischen zwei schlafenden Körpern.

Markus öffnete die Augen, ohne zu wissen, ob es noch Traum war.

Clara lag neben ihm – nicht im Bett, sondern auf einer Decke im Garten, unter dem uralten Feigenbaum, der über Nacht eine Handvoll Blätter fallen ließ wie eine Geste des Einverständnisses.

Sie war zu ihm gekommen, irgendwann in der Nacht, nach dem Feuer, nach dem Schweigen, nach der Stille, die sich zwischen ihren Blicken niedergelassen hatte wie Tau auf ein nacktes Blatt. Kein Wort war gefallen. Nur ein leises Nicken. Eine Einladung. Eine Annäherung.

Ihre Haut hatte nach Sonne gerochen, nach Lavendel und nach Leben.

Sie hatte gezittert.

Nicht aus Angst.

Sondern aus der Tiefe eines Körpers, der lange niemandem mehr vertraut hatte.

Jetzt lag sie da, halb bedeckt vom Leinentuch, das er hastig über sie gezogen hatte, ihre Schultern frei, von Morgentau umhüllt. Ihr Atem war ruhig, ihre Stirn leicht gerunzelt – als würde sie träumen und sich gleichzeitig weigern, darin verloren zu gehen.

Er betrachtete sie.

Nicht begehrtlich.

Sondern wie ein Gärtner eine Blüte betrachtet, die endlich aufbricht – nach Tagen des Wartens, nach Nächten der Kälte.

Seine Hand tastete vorsichtig nach ihrer.

Sie reagierte nicht sofort – dann aber doch.

Ihre Finger bewegten sich leicht, ein Streifen gegen seine Haut, zart wie der Flügelschlag eines Schmetterlings.

„Du bist noch da“, flüsterte sie, ohne die Augen zu öffnen.

„Ich bin nicht gegangen.“

Sie öffnete die Augen, blinzelte ins Licht, dann zu ihm.

Ein stilles Lächeln.

Ein Nicken.

Mehr war nicht nötig.

Er setzte sich auf, zog das Tuch über ihre Hüften, reichte ihr die Tasse, die er vorbereitet hatte. Kamillentee mit einem Tropfen Olivenblütenhonig.

Sie nahm ihn, trank einen Schluck, schloss wieder die Augen.

„Es ist verrückt“, sagte sie nach einer Weile.

„Aber ich habe mich noch nie so sicher gefühlt im Ungewissen.“

Er nickte.

„Weil der Körper manchmal mehr weiß als der Verstand.“

Sie sah ihn an – nun ganz wach, mit einem Blick, der nicht fragte, sondern verstand.

Dann richtete sie sich auf, setzte sich neben ihn, das Tuch um ihre Schultern geschlungen.

„Wirst du mich halten, wenn ich wieder zweifle?“ fragte sie.

„Ich werde da sein“, antwortete er.

Sie berührte sein Gesicht, fuhr mit den Fingerspitzen über seine Wange, als würde sie lesen, was Worte nicht sagen konnten.

Dann küsste sie ihn.

Langsam.

Wärmer als die Sonne.

Leiser als der Wind.

Und in diesem Kuss war kein Versprechen, keine Erwartung – nur Gegenwart.

Ein Ja zum Jetzt.

Sie liebten sich erneut, unter dem Feigenbaum, während das Licht durch die Blätter tanzte, während die Erde ihre Wärme zurückgab, während irgendwo ein Hahn krächte und das Leben weitermachte – unbeeindruckt, aber nicht unbemerkt.

Später lagen sie nebeneinander, schweigend.
Der Garten um sie wie ein schützender Mantel.
Der Himmel offen.
Die Herzen – für einen Moment – ebenfalls.

Und da, auf dem alten Tisch aus Olivenholz, wo einst Brotteig geknetet und Gläser angestoßen wurden, stand nun ein einzelner Teller.
Mit zwei Stücken Tarte.
Und daneben:
Zwei Sonnenblumenkerne.

Wie ein stilles Zeichen.
Dass alles, was wächst, Zeit braucht.
Und einen Ort, an dem es sich zeigen darf.

Kapitel 9 – Schritte ins offene Feld

„Was wäre, wenn Freiheit kein Ort, sondern eine innere Bewegung ist?“

Der Tag begann mit Licht.

Nicht dem zarten Schimmer eines Frühlingsmorgens, sondern dem entschlossenen Leuchten eines Himmels, der keine Zweifel mehr kannte.

Die Sonne stand früh über dem Land, als hätte sie etwas zu sagen.

Clara war bereits wach, als Markus die Augen öffnete.

Sie stand am Brunnen, den Schal lose um die Schultern, das Haar vom Wind geordnet und zerzaust zugleich. Sie wirkte gesammelt. Fast fern.

Markus beobachtete sie vom Küchenfenster aus.

Da war etwas in ihrer Haltung – eine Abwesenheit im Dasein.

Sie lächelte, als er mit zwei Tassen Tee zu ihr trat.

Aber ihr Blick wanderte über seine Schulter, zurück in Räume, die er nicht kannte.

„Schlecht geschlafen?“ fragte er.

Sie zuckte mit den Schultern.

„Geträumt“, sagte sie.

„Von einem Mann mit einem Brief in der Hand. Er wollte ihn mir geben, aber ich konnte nicht lesen, was darauf stand.“

Markus schwieg.

Er kannte diese Art Träume.

Sie sprachen nicht von Vorahnungen – sondern von innerem Widerstand.

Der Tag nahm seinen Lauf.

Er schnitt die letzten Olivenzweige, sie fegte die Terrasse.

Sie arbeiteten nebeneinander, wie zwei Körper, die gelernt hatten, im selben Takt zu atmen.

Doch etwas lag zwischen ihnen – wie der feine Schleier, der manchmal über frisch gewaschene Gläser fällt.

Gegen Nachmittag näherte sich ein Auto dem Tor.

Langsam, vorsichtig – ein alter Citroën, staubbedeckt, mit einem italienischen Kennzeichen aus Verona.

Markus trat hinaus.

Der Fahrer stieg aus.

Ein Mann. Mitte fünfzig. Schwarzer Mantel, zu dünn für den Frühling.

In der Hand: ein Lederbeutel, abgewetzt, fest umklammert.

„Buongiorno“, sagte er.

„Ich suche Clara V.“

Markus blinzelte.

„Sie ist... hier.“

Clara war inzwischen an seiner Seite.

Reglos.

Dann: ein Schritt zurück.

Dann wieder vor.

„Marco“, sagte sie tonlos.

Der Mann nickte.

„Ich wollte nur etwas zurückgeben.“

Er reichte ihr den Beutel.

Sie nahm ihn. Ihre Finger zitterten.

„Ich dachte, du würdest es behalten“, flüsterte sie.

„Ich dachte auch, ich könnte es“, antwortete er ruhig.

Markus spürte, wie sein Inneres sich spannte – nicht aus Eifersucht, sondern aus etwas Tieferem: dem Gefühl, Zeuge eines Kapitels zu werden, das noch nicht abgeschlossen war.

„Ich bleibe nicht“, sagte Marco.

„Ich wollte es nur nicht länger in meiner Wohnung wissen. Nicht nach dem, was war.“

Clara nickte.

Ein Dank, der sich nicht formte.

Dann drehte sich Marco um, stieg ins Auto und fuhr davon.

Markus sah zu Clara.

Ihre Hände umklammerten den Beutel.

Sie sah ihn nicht an.

„Er war mein erster Versuch, zu lieben“, sagte sie.

„Und mein letzter – bis dich.“

Er trat näher.

Nicht fordernd.

Nur da.

Sie schüttelte den Kopf, atmete tief ein.

„Ich brauche Zeit, Markus.“

„Ich weiß.“

„Ich will nicht weglaufen.“

„Dann bleib – mit dem, was du trägst.“

Sie nickte.

Dann sah sie ihn an.

Und in ihren Augen lag kein Rückzug – sondern Mut.

Nicht laut.

Aber echt.

Sie gingen gemeinsam in den Garten.

Die Sonnenblumen hatten sich noch nicht gezeigt.

Aber der Boden war bereit.

Und vielleicht war das der Anfang von allem.

Kapitel 10 – Wenn der Wind sich dreht

„Manchmal kommt Veränderung leise – und bleibt für immer.“

Es war Abend.

Ein stiller, goldener, atmender Abend.

Der Himmel über Sant’Anna hatte sich in Töne von Zimt und Dunst gelegt. Die Vögel verstummten früher als sonst, als wüssten sie, dass heute nicht alles gesagt werden durfte, aber alles gefühlt werden musste.

Markus hatte den Tisch auf der kleinen Terrasse gedeckt – mit Olivenholzgeschirr, grobem Leinentuch, zwei Gläsern, die nicht zueinander passten, aber nebeneinander wirkten wie alte Freunde.

Er hatte gekocht – mit jenen wenigen Zutaten, die gerade da waren.

Zucchini aus dem Garten, frisches Brot, ein bisschen Pecorino, ein Schluck Öl aus der letzten Pressung.

Kein Festmahl.

Aber ein ehrlicher Teller.

Clara kam barfuß.

Das Haar offen, das Gesicht still.

Nicht leer – aber ernst.

Die Welt hatte sich in ihr gesammelt, und heute, so schien es, war sie bereit, ein wenig davon loszulassen.

Sie setzte sich ohne Worte.

Er reichte ihr Brot.

Epilog – Sant'Anna, im Licht der Rückkehr

Die Tage waren kürzer geworden.

Der Wind roch nach Holz, nach Reife, nach Abschied.

Und doch war nichts traurig in diesem Rückzug der Jahreszeit –
es war vielmehr ein Innehalten, ein Verneigen vor allem, was gewesen war.

Sant'Anna stand wie immer:

fest verwurzelt auf der toskanischen Erde,

die Mauern gebleicht vom Wind,

die Fenster voller Geschichten.

Doch in seinem Innern war das Haus verwandelt.

Nicht renoviert.

Nicht erneuert.

Sondern: berührt.

Clara ging am Morgen durch den Garten,
der erste Raureif glitzerte auf den Blättern der letzten Salbeipflanzen.

Sie roch an der Erde, betrachtete die Sonnenblumen,
die inzwischen welk, aber stolz ihre Köpfe neigten –
als wollten sie sagen: *Auch Blühen hat seine Zeit.*

Markus war im Wintergarten.

Er rührte in einem Topf mit Apfelgelee,

die Fenster beschlagen vom Dampf.

In seinem Blick lag Frieden – kein endgültiger,
aber einer, der gelernt hatte, das Unvollkommene zu umarmen.

Anna und Robert waren abgereist,

mit einem Glas Feigenmarmelade und dem Versprechen,

im nächsten Jahr zurückzukehren –
nicht als Gäste, sondern als Freunde.

Nora blieb.

Nicht jeden Tag sichtbar.

Aber spürbar.

Sie schrieb nun oft auf der alten Holzbank beim Steinbrunnen,
las manchmal laut,
als wolle sie den Bäumen erzählen, was in ihr gewachsen war.

Sie hatte ein Päckchen bekommen –
einen Schal, handgestrickt,
mit einem Zettel darin:

„Ich habe dich gehört.“

Keine Unterschrift.

Aber das genügte.

Am Kamin hing nun ein kleines Bild:
eine Sonnenblume, mit groben Pinselstrichen gemalt,
ein Geschenk von Clara.

Darunter stand:

„Was wächst, darf auch ruhen.“

Abends saßen sie oft gemeinsam.

Manchmal sprachen sie.

Oft nicht.

Die Worte waren nicht mehr nötig,
weil ihre Abwesenheit nun gefüllt war mit Vertrauen.

Und über allem lag ein Klang,
der leise geworden war,
aber niemals verstummt:
der Klang der Stimmen,

die nicht mehr schreien mussten,
um gehört zu werden.

Sant'Anna war kein Ort geworden,
wo alles heil war –
aber ein Ort, an dem Heilung beginnen durfte.

Ein Haus.
Ein Garten.
Ein Tisch.
Ein Morgen.

Und das leise Versprechen:

Du darfst sein.

Genau so, wie du bist.

Und wenn du gehst –
geht etwas mit dir weiter.

Nachwort

Manchmal schreiben wir Geschichten,
um uns selbst besser zu verstehen.
Und manchmal schreiben sie uns –
indem sie uns zeigen, wer wir waren,
wer wir sind,
und wer wir vielleicht sein könnten.

„*Im Schatten der leisen Wege*“ ist kein Roman über das Ankommen,
sondern über das **Bleiben** –
bei sich selbst, bei einem Ort, bei einem anderen Menschen.
Und über das **Zulassen** – von Nähe, von Wahrheit, von Stille.

Die Figuren dieses Buches –
Markus, Clara, Nora, Anna und Robert –
tragen alle ihre Brüche.
Aber sie sind nicht gescheitert.
Sie sind **verwundet lebendig**.

Denn genau das ist es, was uns verbindet:
die Fähigkeit, trotz Schmerz zu lieben.
Trotz Angst zu hoffen.
Und trotz aller Zweifel die Hand eines anderen zu nehmen.

Sant'Anna ist dabei mehr als nur ein Ort.
Es ist eine Landschaft im Innern.
Ein Bild für das, was möglich wird,
wenn wir aufhören, uns zu verstecken –
und anfangen, uns gegenseitig zu sehen.

Wenn du dieses Buch nun zuschlägst,
dann endet nichts.
Denn jeder Satz war nur ein Angebot.
Jede Szene ein Spiegel.

Vielleicht erkennst du dich irgendwo zwischen den Seiten wieder.

Vielleicht hörst du eine leise Stimme –
deine eigene,
die sagt:

Ich bin noch hier. Ich darf wieder beginnen.

Und vielleicht – ganz vielleicht –
führt dein nächster Weg
nicht über große Straßen,
sondern über einen stillen Pfad
zurück zu dir selbst.

Mit Dankbarkeit und stillem Vertrauen,
dass Geschichten heilen können,
wenn man sie nur **zärtlich genug erzählt**.

Michael Thuma
Sant'Anna, im goldenen Licht eines späten Tages